

Aspekte zur menschlichen Geschlechtlichkeit

Zielvorstellung: Integration und Liebesfähigkeit

Maria Wagner, Trier*

In Nr. 13, März 85 in der ‚Zeit‘ konnte man einen Auszug eines Gespräches lesen, das ein Journalist mit Prof. E. Bornemann, Berlin, Analytiker und Sexualforscher, gleichzeitig Gesellschaftsveränderer, führte. Es betrifft die Auswertung von Leserbriefen, die fast ein perfektes Bild des deutschen Durchschnittsbürgers beinhaltet, und das Ergebnis der Befragung, ‚wo im sexuellen Bereich der Schuh drückt‘ war für ihn verheerend.

Was da an Misere und Leiden hervortritt, kann man sich nicht vorstellen. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß im 20. Jh. erstens: die Menschen so wenig über Sexualität wissen, und zweitens: daß die ganze sexuelle Revolution total an ihnen vorbeiging. ‚Die Ursache sucht er in der Widersprüchlichkeit der bürgerlichen konservativen Gesellschaft, in der dauernden Verdrängung und Selbsttäuschung, in der Unehrllichkeit und Sich-selbst-an-der-Nase herumführen.‘

‚Wir haben heute so tiefe Widersprüche zwischen dem im Elternhaus Erfahrenen und dem Modell des sexuellen Verhaltens, was die meisten später durch rationale Überlegungen sich selbst erworben haben. Die Konflikte sind nicht mehr zu lösen!‘ Außer dem Ausspruch von Marx führt er an: ‚es gibt nur zwei Auswege für die Menschheit: entweder in den Sozialismus oder in die Barbarei.‘ Das ist die heutige Situation in der Beurteilung eines Neo-Hadonisten und Marxisten und zugleich die Bankrotterklärung der sexuellen Revolution der Neuzeit.

Zu der Entwicklung dieser sexuellen Notlage lesen wir bei *Erich Fromm* in ‚Haben und Sein‘ folgendes: ‚Nach dem Zweiten Weltkrieg war sowohl in Theorie und Praxis die große Verheißung der radikale Lustgewinn (Hedonismus); Ziel der Gesellschaft das Maximum an Lust in jeder Form, die Befriedigung aller Wünsche und Bedürfnisse. Theorie und Praxis aber zeigen, daß das nicht der richtige Weg zum guten Leben und Glück ist. Wir sind doch eine Gesellschaft unglücklicher Menschen, einsam, von Ängsten geplagt, deprimiert, destruktiv, abhängig.‘

Zum 1. Mal in der Geschichte ist die Befriedigung des Luststrebens nicht bloß Privileg einer Minorität (früher die Reichen, die Elite Roms, die italieni-

* Auf Bitten der Generaloberin der Franziskanerinnen von Waldbreitbach, Sr. M. Irmgardis Michels, war Frau Dr. Maria Wagner, Ärztin und Theologin in Trier, bereit, dem relevanten Thema „Aspekte zur menschlichen Geschlechtlichkeit“ gerade auch in der Ordensaus- und -weiterbildung nachzuspüren. Ihre Ausführungen, die eine Standortbestimmung und Reflexion im Hier und Heute sein können, sind so durchdacht und umfassend, daß wir sie in der ORDENSKORRESPONDENZ einem größeren Leserkreis zugänglich machen wollen.

schen Städte der Renaissance sowie die Englands und Frankreichs im 18. und 19. Jh.). Heute ist mindestens für die Hälfte der Bevölkerung der Industrieländer dieser radikale Lustgewinn real möglich.

Erich Fromm weiter: die Frage, ob Vergnügen und radikale Lustbefriedigung die Lösung des menschlichen, sexuellen Existenzproblems bedeutet, diese Frage ist im gegenwärtig größten gesellschaftlich unternommenen Experiment bereits beantwortet und zwar mit: Nein!

Wie alle Einsichtigen wissen wir Christen, daß vieles richtig zu stellen ist in der Verkrustung von Religion und Moral. Der Aufruhr der Generation ist begreiflich, da viele Akzente, Gewichte bis ins Absurde, Lächerliche, Unerträgliche verschoben wurden.

Um die Problematik der menschlichen Geschlechtlichkeit zu lichten, müssen wir uns fragen: Was ist eigentlich der Mensch?

Was ist der Mensch?

Ein einheitliches Verständnis vom Menschen gibt es nicht. Die Bilder über den Menschen sind im A. T. und im N. T. sowie im zeitgenössischen Denken jeweils verschieden. Wir wollen ein Menschenbild wählen, das mit dem christlichen, biblischen Verständnis vom Menschen zu vereinbaren ist.

Grundsätzlich ist der Glaube an Gott, als dem Schöpfer, und an Christus, als dem Erlöser, der Ausgangspunkt aller Betrachtungen sowie die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen und die Erfahrung des Menschen mit Gott. Dieses Menschenbild muß aber auch eine Basis zur Verständigung mit nichttheologischen Disziplinen zum Gegenstand haben, wie mit Psychologie, Philosophie, Medizin und Soziologie. Diese Voraussetzungen sind gegeben bei dem sogenannten ‚personalistischen Menschenbild.‘

Kirchliche Verlautbarungen, Katholische Theologie und das II. Vatikanische Konzil beruhen auf diesem Verständnis vom Menschen. Was besagt das personalistische Menschenbild?

Der Mensch ist Ebenbild Gottes, ist sein Geschöpf und restlos bezogen auf ihn. Der Mensch ist Person. In Gen. 1,27 lesen wir:

‚So erschuf Gott den Menschen nach seinem Abbild, nach Gottes Bild erschuf Er ihn, als Mann und Frau erschuf Er ihn.‘

Hier liegt der überzeugende Leitsatz: Mann und Frau haben die gleiche personale Würde, uneingeschränkte Ebenbürtigkeit.

Als Ziel steht vor uns auch wirkliche Gleichrangigkeit bei Anerkennung verschieden geprägten Menschseins. Es folgt weiter: die Frau ist Person in der spezifischen Art des Frauseins. Sie ist nicht weniger Person als der Mann. Sie ist in ihrer Weise Person. Die Frau ist kein verkümmerter Mann, sondern ein ursprünglicher Schöpfungsgedanke Gottes. Die Frau ist nicht auf den Mann

hin geschaffen, sondern auf Gott hin. Auch die Frau ist dem Mann vorgegeben, und darum außerhalb seiner Verfügung. Als Mensch ist sie dem Manne ebenbürtig. Dieser biblische Grundzug wird über Jesu Verhalten zur Frau bis zu Paulus durchgeführt (Gal. 3,28). Vor Gott und in Jesus Christus gibt es keine Minderbewertung der Frau (aus: *Karl Lehmann: Die Stellung der Frau*, in *Communio* 4/82).

Welche Schau des Menschen und der Frau in Anbetracht der Tatsache, daß jahrhundertlang das patriarchalische Besitzdenken die Frau als reines Sexualobjekt angesehen und gebraucht hat!

Der Mensch ist Person, und zwar vom ersten Augenblick der Zeugung. Wir haben bei der Befruchtung eine Geist-Seele als existent anzusehen. Denn die Geist-Seele ist es, durch die das menschliche Individuum sich als Person vom Tier unterscheidet. Die Geist-Seele ist Träger der Individualität. Die körperlich, leiblich-geistige Einheit ist eine Realität, und das geistige Merkmal der Leib-Seele-Geist-Einheit nennen wir *Personalität*, die in jeder Entwicklungsphase perfekt ist. Individualität und Personalität sind nicht vermehrbar; nur ihr Erscheinungsbild, ihre Ausdrucksweisen können sich ändern. Entwicklung führt zwar zu neuen Erscheinungsbildern, aber nie zu einer neuen Individuation. Person wird nicht; es gibt keine halbe Person oder prozentuale Individualität. Menschliches Wesen ist immer vollkommen in seinem Sein, wenn auch nicht in seiner Ausdrucksweise und Funktion. Geist-Seele ist grundsätzlich ein Ganzes, ein Vollkommenes, nicht ein Werdendes. Personalität entsteht also nicht erst nach und nach mit zunehmender Aktivität speziell des Gehirns. Vielmehr ist das Personsein, das das ganze menschliche Leben und damit auch seine Entwicklung trägt (aus: *Erich Blechschmidt: ‚Zur Personalität des Menschen‘* (*Communio* 2/82)).

Das Personsein hat entscheidende moralische Konsequenzen, denn bei Leugnung der Personalität eines jungen menschlichen Keims wäre der Embryo zunächst noch kein wirklicher Mensch und deshalb relativ wertlos. Die Legitimation für die Vernichtung menschlichen Lebens in den ersten Tagen und allen Manipulationen wäre bei der Leugnung der Personalität gegeben. Bedenken wir: die Abtreibung beseitigt nicht etwas, sondern jemand. Der Mensch als Person ist Geschlecht und hat Geschlecht. Der Säugling ist von Geburt an ein Geschlechtswesen, entweder weiblich oder männlich. Der Ursprung des Geschlechts ist also von Gott her. Geschlechtlichkeit kann also nicht in sich schlecht oder ‚Sünde‘ sein. Gott betrachtete sein Werk und fand es gut.

In keinem Fall ist die immer noch vorfindbare Ansicht richtig, daß der Geschlechtstrieb die Ursache aller Sünde sei. Das ist die manichäische Irrlehre, die in der Spätantike in den Glauben der Kirche eingedrungen ist. Mani lebte im 3. Jh. nach Christus, lehrte des Dualismus der Wirklichkeit: das geistig Gute, das körperlich-materielle nicht Gute – Böse. Die Leibfeindlichkeit zog in Lehre und Praxis in die Kirche ein, obwohl Augustinus gegen die Irrlehren der Manichäer zu Felde zog. Er hielt zäh fest, daß der menschliche Leib von

Gott geschaffen und daher gut sei und schloß ausdrücklich unter dieses positive Urteil auch die Geschlechtlichkeit mit ein. Jedoch, das begleitende Lustempfinden sah er als Sündenfolge, als verdorben und böse an. Dieser Einfluß blieb maßgebend bis ins Mittelalter.

Die wiederentdeckte Philosophie des *Aristoteles* brachte bei den großen Theologen eine positivere Einstellung, da eine immanente Naturgegebenheit nicht in sich schlecht sein kann.

Nach *Albertus Magnus* besaß der Mensch im Paradieszustand die Geschlechtslust; nach ihm ist sie nicht Folge der Ursünde, daher nicht in sich böse. Aber die Skepsis gegen diese neue Sicht blieb bis in die Neuzeit. Das tiefe Mißtrauen gegen den Leib wurde zum heftigen Kampf gegen das Böse schlechthin. Unkeuschheit wurde zur schwersten Sünde; Keuschheit dementsprechend zur höchsten Tugend, wo sie bei *Thomas von Aquin* noch als eine Form der Mäßigkeit erscheint.

Aber es gab auch Lehrer, würdige Kirchenväter mit unantastbarer Autorität, die das Gegenteil des leiblich Bösen verkündeten, so: *Cyrrill von Alexandrien*: ‚Was hat man denn auszusetzen an diesem bewundernswerten Körper?‘

Ephraim der Syrer besingt den Leib hymnisch!

Chrysostomus erklärt das Pauluswort vom ‚Überkleidet werden‘, womit die Ankläger unseres Fleisches geschlagen werden: ‚Das sei ferne, meine Brüder, daß der Geist das Fleisch haßt‘; er haßt die Laster . . . , so wie der Arzt nicht den Kranken, sondern die Krankheit haßt.

Es wäre über die Fehlentwicklungen in der Geschichte, in der Gesellschaft, z. B. über den victorianischen Puritanismus, über die Prüderie vieles zu sagen, auch in protestantischen Kreisen blühte die Prüderie.

Strindberg z. B. erzählt in seinen Erinnerungen in Bitterkeit: ‚er habe die Verderbtheit der zuerst geliebten, dann tödlich gehaßten Frau in dem Augenblick erkannt, als sie in Gegenwart eines anderen Mannes ihren Rock so weit lüpfte, daß Knöchel und halbe Wade im Strumpf sichtbar wurden; damit habe sie sich als ganz schamloses Weib verraten.‘

Nun, unsere Generation hat den ungeheuren Drahtverhau von Vorsichtsmaßnahmen, Verboten und Geboten um den ganzen sexuellen Bereich miterlebt. Alles, was das Sexuelle nur annähernd streifte in Wort oder Blick war tabu. Die elterliche Aufklärung war stumm; es fehlte sogar das Vokabular für jede Geschlechtsbezeichnung.

Daß das Pendel bei dieser Haltung eines Tages in das ihr gemäße Gegen-Phänomen umschlagen mußte, ist nur folgerichtig. Aber diese heutige hemmungslose Reaktion, diese Sex-Besessenheit vergiftet den gesamten Lebensraum der weißen Rasse.

Wir haben anfangs den Situationsbericht eines enttäuschten Analytikers gelesen mit einer fast verzweifelten Resignation über die Ausweglosigkeit, das sexuelle Problem zu lösen.

Ein erschreckender Anstieg der sexuellen Neurosen ist festzustellen.

Schottländer sagte in einem Referat: „Es gibt drei Demütigungen, die jeder Mensch verkraften muß: daß er einen Leib hat, daß er ein geschlechtliches, d. h. halbes Wesen ist, daß er ein gemeinschaftsbedingtes Wesen ist, d. h. daß er des anderen bedarf. Wenn er eine oder mehrere dieser Tatsachen nicht anerkennen will oder ihnen entflieht, gibt's eine Neurose. Reife bzw. Heilung geschieht nur, wenn sich diese erlebte Demütigung in Demut verwandelt. Das ist eine erstaunlich christliche Weisheit!

Das bedeutet: Ja-Sagen, Annehmen seines Leibes, seiner Geschlechtlichkeit, im Grunde ist es ein Ja-Sagen zur Schöpfung, also im Akt des Glaubens an Gott, den Schöpfer.

Dieses existentielle Einverständnis mit der Schöpfung ist eine Gebärde der Anbetung.

Es geht also in der Folge um den Weg der Integration des Geschlechtlichen.

Integration der menschlichen Geschlechtlichkeit

Die Sexualethik der vorkonziliaren Zeit hat nur Normen für das Sexualverhalten in der Ehe aufgestellt. Für *Thomas von Aquin* und die spätere Theologie war das Wesen des Menschen als Genus wichtiger als das Individuum. Inzwischen entwickelte sich aber in der Welt eine Kultur des Individuums, in der der einzelne Mensch als Frau, als Kind, als Jugendlicher, als Mann etc. im Vordergrund des Bewußtseins steht.

Diese Entwicklung der Individualkultur hat auch in Konzilsdokumenten, päpstlichen Rundschreiben, Hirtenbriefen ihren Niederschlag gefunden. Im Blickpunkt einer Sexualität steht also der Mensch als Mann, als Frau, als Kind und Jugendlicher, als Erwachsener und Senior, nicht nur der zeugungs- und heiratsfähige Mensch in der Ehe, sondern der zeugungs- und heiratsfähige Mensch, der bewußt unverheiratet oder gewollt zölibatär lebt, z. B. Priester und Ordensleute.

Eine Sexuallehre, die nur vom Zeugungsakt ausgeht, blockiert und versperrt viele Einsichten und Erkenntnisse einer Geschlechtsentfaltung. Über die Hälfte der Menschheit ist unverheiratet; sie bedarf ebenfalls der Orientierungshilfen wie der verheiratete Mensch.

Eine christliche Individual-Sexualethik steht noch vor großen unbewältigten Aufgaben. Ein Ansatz in dieser Richtung ist die phasenorientierte Sicht menschlicher Geschlechtlichkeit.

Diese geht vom einzelnen aus in seiner jeweiligen Lebensphase, unter Berücksichtigung seines Geschlechtes, ob männlich oder weiblich und seines Lebensstandes, ob verheiratet oder unverheiratet.

Siehe: *A. K. Ruf* und *E. J. Cooper*: Sexualmoral, I. Geschlechtlichkeit + Liebe 1982; *E. J. Cooper*: Sexualmoral, II. Leben in Liebe 1983, Herder.

Meine folgenden Ausführungen beruhen auf der neuen Sicht dieser Schriftstellen in gedrängter Form, so daß zu einem vertieften Eindringen in die Materie die obige Lektüre empfohlen wird. (Außerdem sei bemerkt, daß der Begriff ‚Personwerden‘ der Autoren umgeformt wird in ‚Persönlichkeitsentwicklung‘ oder ‚-entfaltung‘, denn ‚Person‘ wird nicht, entwickelt sich nicht.)

Geschlechtlichkeit im Kindesalter

Die Sexualerziehung der meisten Kulturen und die Sexualmoral vieler Religionsgemeinschaften deuten bis heute die Geschlechtlichkeit der Kinder von der Zeugungsfähigkeit der Erwachsenen her und erziehen auch auf Zeugungsfähigkeit hin. Das Leitbild des Erwachsenen, und zwar des reifen, mündigen, leistungs- und zeugungsfähigen wird zugrunde gelegt, wenn von menschlicher Geschlechtlichkeit die Rede ist. Die personalistische Lehre vom Menschen (Anthropologie) sagt uns heute, daß auch der Säugling und das Kind geschlechtliche Wesen sind, nicht im Sinn von Zeugungsfähigkeit, sondern in seiner Kindheitsphase entwickelt sich seine Geschlechtlichkeit als Junge oder Mädchen; die Anlagen sind wandel- und beeinflussbar, nach allen Richtungen offen. Die gegebenen Teilanlagen können sich entfalten, z. B. Arbeitsfähigkeit als Leistungsfähigkeit oder Kreativität; Geschlechtlichkeit kann zur Zeugungs- oder Liebesfähigkeit erzogen werden, sowie die Sprachfähigkeit kann als Ausdrucksweise nach grammatikalischen Regeln oder als Dialog- und Gesprächsfähigkeit verstanden werden.

Die Entfaltung menschlicher Geschlechtlichkeit hat generell das Ziel: Gott, sich selbst und den Mitmenschen liebend anzunehmen.

Das bedeutet im Kindesalter: die Voraussetzungen für die Entfaltung der Teilanlagen müssen bewußt gefördert werden in Richtung: Kreativität, Liebesfähigkeit und Dialogfähigkeit.

Wir wissen von der Tiefenpsychologie, wie bedeutungsvoll für den Säugling und das Kleinkind, ja wie absolut notwendig für eine normale Entwicklung es ist, eine Welt der Wärme, Geborgenheit und liebenden Zuwendung zu geben. Nur hinter diesem Schutzwall kann das Ur-Vertrauen grundgelegt werden und sich entwickeln.

In diesem Ur-Vertrauen wird die Grundeinstellung zur späteren lebensbejahenden, optimistischen Lebensbewältigung sowie der Sinn für den Mitmenschen und der Annahme der eigenen Geschlechtlichkeit gelegt. Ein erfahrenes Ur-Mißtrauen wirkt hemmend auf interpersonale Beziehungen und auf die eigene Geschlechtsentwicklung. Die Entdeckung der Umwelt, das Kennenlernen der Gegenstände, Personen oder Körperteile nimmt dem Kind das Unberechenbare und Gefährliche.

Das Ur-Vertrauen und die Objektivität wird dadurch gefördert. Das Ausklammern bestimmter Gegenstände, das Verschweigen der Namen von Ge-

schlechtsteilen oder deren Tabuisierung als ‚unanständige‘ Körperteile fördert das Ur-Mißtrauen.

Es sollen die richtigen Bezeichnungen für Körper- und Geschlechtsteile genannt werden; jedoch zunächst nicht von der Funktion her, weil die Funktion weder vom Kind erfragt noch von ihm verstanden wird.

Das Ziel der geschlechtlichen Entfaltung ist die *Liebesfähigkeit*, die die Ganzheit des Menschen umfaßt: Leib, Seele und Geist. Durch die Stärkung des Ur-Vertrauens und die Förderung der Objektivität wird das eigene Selbst als lebens- und liebenswert erfahren sowie der andere Mensch angenommen und die Welt positiv wahrgenommen. Hier werden also im Säuglings- und Kindesalter die Voraussetzungen für die Liebesfähigkeit gelegt. Über die Grundbedürfnisse nach Nahrung, Wärme, Kleidung hinaus muß das Kleinkind erfahren: es wird geliebt, es ist liebenswert.

Diese Erfahrung ist grundlegend notwendig, sie kann gar nicht überschätzt werden. Es ist die bedeutendste Erfahrung, um dem Mitmenschen als liebenswerte Person begegnen zu können. Die Erfahrung von Liebe ermöglicht die Fähigkeit zur Liebe!

Angenommen worden zu sein, ermöglicht später die Fähigkeit, einen andern Menschen vorbehaltlos anzunehmen.

Aufgrund des Ur-Vertrauens kann die menschliche Person also sagen: es ist sinnvoll und gut, daß ich lebe, daß mein Mitmensch lebt, und daß es die Schöpfung gibt, weil ich, der Mitmensch und die Welt lebens- und liebenswert sind.

In der christlichen Theologie wird die zuvorkommende Liebe Gottes verkündet, die jeden Menschen für lebens- und liebenswert erklärt. Die Entfaltung zur Liebesfähigkeit ist das theologische Merkmal des Christseins und in jedem Alter das oberste Kriterium als Maßstab. Papst Johannes II. hat in ‚Familiaris Consortio Nr. 37‘ von der Familie als *Liebesgemeinschaft* gesprochen, von dem Reichtum der Geschlechtlichkeit und von der personalen Liebeshingabe.

Nun ist das Ur-Vertrauen als Voraussetzung der Liebesfähigkeit nicht ein Besitz, der einmal erworben, nicht mehr im Leben verloren gehen könnte. Es ist nicht so, daß das Positive an späteren Erfahrungen das Negative überwiegen muß. Es soll ein relatives Gleichgewicht erreicht werden, daß die Chancen bei späteren Krisen günstiger sind.

Nach *Erikson* („Identität und Lebenszyklus 69“) genügt es für das Ur-Vertrauen, wenn sich die Erlebniswelt des Kindes positiv und negativ die Waage halten. Beim Fehlen des Ur-Vertrauens wird das Ur-Mißtrauen bedingt und damit die Unfähigkeit, an einen Lebenssinn zu glauben und dem Mitmenschen vertrauend und liebevoll zu begegnen.‘

Geschlechtlichkeit im Jugendalter

Der Jugendliche wurde in der herkömmlichen Moral als zeugungs-, aber nicht ehefähig angesehen. So galt es vorrangig, die biologische Zeugungsfähigkeit unter strengen Verboten und Kontrollen zu behalten.

Die Ehe als alleiniger Ort von Intimbeziehung zwischen Mann und Frau in lebenslanger Treue scheint in unserer Gesellschaft nur noch für wenige ein Ideal zu sein. Eltern und Erzieher stellen fest, daß ihre Autorität, ihre Norm- und Wertvorstellungen von Jugendlichen zunehmend abgelehnt werden, während die Gruppe der Gleichaltrigen, der Freund oder die heterosexuelle Freundschaft zunehmenden, ja ausschließlichen Einfluß nehmen. Bei Eltern und Erziehern stellen sich oft Ratlosigkeit und Resignation ein. Aufgrund der Erkenntnisse der Jugendpsychologie kann die Pädagogik und Ethik sich nicht weiter in einer reinen Verbotsmoral darstellen. Es müssen neue Ansätze in der Sexualethik kommen, die ja z. T. schon vorhanden sind: dem Jugendlichen etwas zutrauen, ihm vertrauen, ihn in einer Verantwortung ernst nehmen, neu aufbauen auf Grund- und Werthaltungen, ihm Orientierungshilfen geben für sein sittliches Verhalten, z. B. Achtung der Personenwürde des anderen Partners, Rücksichtnahme in Liebe und Treue.

Der einzelne Jugendliche befindet sich in psychosomatischer Entwicklung und muß sich Schritt für Schritt stufenweise in seine volle sittliche Verantwortung einüben (Gesetz der Gradualität). Danach muß man Fehlentscheidungen, Kurzschlußhandlungen, Eigenerfahrungen Platz einräumen und vor allem auch die Möglichkeit der Versöhnung.

In dem Zustand des Noch-nicht-Erwachsenseins, der Orientierungslosigkeit und Rebellion sucht der Jugendliche nach der eigenen Identität, nach einem liebenden ‚Du‘, nach Annahme, Geborgenheit, Heimat und findet die Erfüllung in der Gruppe, in der Freundschaft. Was er am meisten braucht, ist jemand, der ihn annimmt, wie er ist; jemand, der ihm das Gefühl gibt: du bist liebenswert. Macht er diese Erfahrung nicht, so ist der Jugendliche gefährdet; es besteht die Gefahr des Aussteigens in welcher Form auch immer: in Alkohol, Drogen, Sex. Ziel der Entwicklung im Jugendalter ist für die Psychologie die Beziehung zum andersgeschlechtlichen Partner (Heterosexualität), zur ‚Du‘-Beziehung. Auf diesem Wege werden Vorstufen angenommen, die den Reifungsprozeß sehr oft begleiten und zwar die Ich-Einstellung (Autoerotik) oder Selbstbefriedigung und die gleichgeschlechtliche Zuwendung (Homoerotik).

Die personalistische Lehre vom Menschen hat das anstrebende Ziel in der Persönlichkeitsentfaltung: die Fähigkeit zur liebenden Partnerschaft, Erziehung zur Liebesfähigkeit, Bindungswollen in Verantwortlichkeit und Pflege der Freundschaft.

Die Selbstbefriedigung (Autoerotik) bedarf einer phasengerechten kurzen Begründung. Die moderne Tiefenpsychologie betrachtet die Autoerotik so-

wie die Homoerotik als Vorstufen der sexuellen Reife. Sie vermeidet die Überbewertung dieser Formen als Durchgangsstufen im Prozeß der sexuellen Reifung und zugleich unterbewertet sie sie.

Die christliche Sexualethik muß auf einige Gefahren der Autoerotik hinweisen: die Gefahr der Ich-Bezogenheit, der Fixierung auf das eigene Ich, die bis zur absoluten Verslossenheit und der schweigsamen Selbstisoliertheit führen kann, in der sich depressive Züge bemerkbar machen können. Im individuellen Luststreben kann der Jugendliche zügellos werden, jeden Triebwunsch ohne Anstrengung sofort zu befriedigen; diese phantasieüberladene Handlung ist in ihrer Utopie gefährlich, weil auf diesem bequemen Weg eine infantile Haltung, die nicht erwachsen werden will, fixiert wird. Es wird bei der Autoerotik gerade die entgegengesetzte Einstellung gefördert, offen zu sein für den anderen und Rücksicht und Einfühlen in den Nächsten zu erlernen.

Die Bischöfe haben in ‚Zucht und Maß‘ die Kunst des Verzichts klar betont; gleichzeitig aber den Gläubigen klar gemacht, daß sie Abschied nehmen können von der Gottesvorstellung: ‚es sei Gott wohlgefällig, sich zu quälen und zu kasteien, ja bis zu einer Gesundheitsschädigung.‘ Diesen Gott gibt es nicht. Aber auf die Einübung von Zucht und Maß muß hingewiesen werden. Verzichten-können ist erlernbar, und bei der Einübung kann dem Jugendlichen der Hinweis dienen, daß diese Periode der Triebneigung eine Phase in der Persönlichkeitsentwicklung ist, die jetzt noch eine infantile Unreife bedeutet, weil sie sich selbst und andern schadet.

Der Grenzwert: fördernd oder hemmend für die Persönlichkeitsentfaltung ist bei jeder konkreten Person, ob Jugendlichen oder Erwachsenen bei der Autoerotik zu stellen: dient sie dem Egoismus oder dem Altruismus, eher der Verslossenheit als der Offenheit, eher der Hemmung der geistig-seelischen Entwicklung als deren Entfaltung. Daher muß ein neuer Stellenwert und ein sittliches Verbot anders als bisher begründet und aufrechterhalten werden. Die christliche Sexualethik, wenn sie vom personalistischen Menschenbild ausgeht, hat die Aufgabe, alle Fragen der Sexualerziehung, Empfängnisverhütung, Homosexualität etc. anhand der Grenzwerte neu zu durchdenken, zu begründen und zu normieren.

Auch *J. Pieper* bezeichnet ‚Zucht und Maß‘ als Kernpunkte auf dem Wege der richtigen Integration der Sexualität und charakterisiert sie als den ‚selbstlosen Selbstbesitz‘.

Partnerschaftliche Liebe in der Ehe umfaßt und durchdringt die gesamte Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau, zu der die gemeinsame Gestaltung der Geschlechtlichkeit gehört. In der Ehemoral und in den kirchlichen Verlautbarungen ist ein Wandel im Verständnis der christlichen Ehe eingetreten. Die Ehe wird als ‚Ehebund‘, Schicksals- und Liebesgemeinschaft verstanden! Es ist kein Pflichtenkatalog einer Fortpflanzungsgesellschaft mehr, sondern die konkreten Ehepartner werden aufgerufen, die Geschlechtlichkeit in Eigenverantwortung zu gestalten. (Die positiven Ansätze kirchlicher Lehre sind noch viel zu wenig bekannt.)

Die Ehe ist ein Prozeß, der verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten und Phasen kennt. Neu gefragt sind die Pflege der Teilanlagen von Kreativität, Liebesfähigkeit und Dialogfähigkeit, die die Voraussetzungen der partnerschaftlichen Liebe sind.

Im *Synodenbeschluß* ‚Christlich gelebte Ehe und Familie‘ (Nr. 2.2.1.2) wird der Begriff ‚partnerschaftliche Liebe‘ verwendet. Es heißt dort: ‚Liebe meint die Zuwendung eines Partners zum andern um dieses Menschen willen.‘ In ihr wird der andere nicht als Objekt oder Instrument des eigenen Ichs betrachtet. Das ‚Ich‘ öffnet sich vielmehr dem ‚Du‘, um es zu bejahen und an seiner Selbstfindung mitzuwirken.

Im letzten Kapitel seines Buches: ‚Die Kunst des Liebens‘ zählt *Erich Fromm* vier Voraussetzungen für die Fähigkeit zum Lieben: Disziplin, Konzentration, Geduld und unbedingtes Interesse am andern.

Diese Kunst zum Lieben setzt aber nach Fromm einiges beim Menschen voraus: ‚Selbstdisziplin oder das mäßige, geregelte Leben eines in sich ruhenden Menschen mit einer reifen Persönlichkeit, die ein Offensein und Aufgeschlossenheit für den andern ermöglicht, und zwar im Zuhören, in Geduld und Ausdauer, in Langmut und im unbedingten Interesse für alles, was man hier und jetzt tut, und dazu der feste Wille, die Kunst der Liebe zu erlernen.‘ Es ist sicher nicht so, daß nur der geschilderte fertige, in sich ruhende Mensch zum Lieben fähig sei, vielmehr muß der noch nicht Fertige, Ergänzungs- und Kritikbedürftige, so wie er ist, aus sich herausgehen und sich dem andern öffnen, von dem er liebende Annahme und Antwort erhofft. Eine offene Kommunikation ist anzustreben und allein erfolgversprechend.

Leitbild jeglicher Partnerschaft ist Gott, der sich in seinem Jahwe-Namen offenbart hat als der, der bei euch ist. ‚Ich bin für dich da. Es ist gut, daß du da bist‘, diese beiden kurzen Sätze beschreiben das Verhältnis von Gott zu seinem Volk, und ebenso können sie Leitbild für die partnerschaftliche Liebe zwischen Mann und Frau sein.

Die Gestaltung der Geschlechtlichkeit in Eigenverantwortung richtet sich in der Ehe nach folgenden Grenzwerten (siehe ‚Gaudium und Spes Nr. 48‘):

a) ‚hochherzige Fruchtbarkeit und verantwortliche Elternschaft‘ (Humanae vitae Nr. 10). Diese Grenzwerte wollen zum Ausdruck bringen, daß bei der Zahl der Kinder die physische und seelische Verfassung der Frau, die wirtschaftliche Lage der Familie, die Zahl der schon vorhandenen Kinder zu berücksichtigen sind; daß jedes Kind auch Geschenk Gottes ist.

b) Liebe in Treue ist das formende Prinzip in jeder Ehe. Leitbild ist die Bundestreue Gottes und die Liebe Christi zu seiner Kirche. Aus dieser Sicht heraus ist die Liebe in Treue fähig, alle Fehler und Unvollkommenheiten bis zur Sünde und Untreue zu verzeihen.

c) Selbstachtung und Achtung der Personenwürde bei der Wahl aller Ausdrucksformen der geschlechtlichen Liebe. In jüngster Zeit ist es zu

einer positiven Bejahung des Lustempfindens in Ehe-theologie wie im Würzburger Synodenbeschluß ‚*Christlich gelebte Ehe und Familie*‘ gekommen.

Ebenso ist in dieser Verlautbarung die Methode der Empfängnisregulierung in die Entscheidung der Ehegatten gelegt. Diese müssen die objektiven Normen in gewissenhafter Prüfung miteinbeziehen, die das Lehramt der Kirche vorlegt. Die angewandte Methode darf keinen der beiden Partner seelisch verletzen oder in seiner Liebesfähigkeit beeinträchtigen. Strittig ist die Methodenfrage. Der Widerspruch vieler Christen richtet sich nicht gegen die sogenannten ‚natürlichen‘ Methoden (wie periodische Enthalt-samkeit und die natürliche Familienplanung [NEP]), sondern gegen die Behauptung, nur sie seien allein sittlich vertretbar.

Die *Römische Bischofssynode 1980* war nicht bereit, sich auf den obigen Standpunkt der Würzburger Synode zu stellen, und zwar in der Sorge um die Entwicklungsländer. Die Bischöfe der Dritten Welt kämpfen um die sittliche Freiheit der Verantwortung ihrer Menschen. Die Wahl der ‚natürlichen Methoden‘ sichere diese Freiheit und entspreche besser der Mentalität ihrer Völker. Jede andere Empfängnisverhütung widerspreche der vorbehaltlosen liebenden Ganzhingabe. Die innere Wahrheit der ehelichen Liebe würde verfälscht und die Offenheit zum Leben würde zurückgewiesen.

Die ‚offizielle Doktrin‘ von *Lüscher* und *Böckle*, so genannt, sollte man präzisier ‚die Lehre des authentischen Lehramtes‘ bezeichnen, die den Anspruch des religiösen Gehorsams erhebt (Johannes Paul II. in ‚*Familiaris Consortio* Nr. 32‘).

Die christliche Familie

hat heute die unersetzbare Aufgabe, die Stätte der liebenden Annahme, der Geborgenheit und der Vertrauensbildung zu sein. Hier werden den Kindern, Jugendlichen und den Eltern selbst Hilfen zur sexuellen Integration und Persönlichkeitsentfaltung geboten.

Hier kann sich die Kreativität entfalten, die Liebesfähigkeit hat in der Familie ihren Humusboden, und die beste Gelegenheit zum Dialog bietet der geschützte Raum und die gute Atmosphäre der Familie. Sicher, der Familienalltag steht oft widersprüchlich zu der realen Wirklichkeit, wenn Streit und Konflikte an der Tagesordnung sind. Das Leitbild der christlichen Familie, das einer utopischen ‚heilen‘ Welt gleichzukommen scheint, muß aber vor Augen gestellt werden; denn nur in einer gelebten Liebe zu Gott und den Menschen – wo soll sie anders erfahrbar werden als in der Familie? – liegt die Chance für alle Mitglieder, Glaube, Hoffnung und Liebe zu erfahren. In der Familie kann der Mensch von Angst und Einsamkeit befreit werden und damit ein Stück Erlösung erfahren.

Papst Johannes II. nennt die Familie eine ‚Hauskirche‘, das bedeutet, den Glauben leben, das Gebet wieder einbauen, Gott und den Mitmenschen

einen bewußten Platz einräumen. Hier ist die Gastfreundschaft zu nennen, die Öffnung der eigenen Tür, noch mehr des eigenen Herzens für den Mitmenschen, der immer ein Liebe-Suchender ist.

„Gewährt jeder Zeit Gastfreundschaft“ in „Familiaris Consortio Nr. 44“ zu lesen.

Integration der Geschlechtlichkeit und Liebesfähigkeit bei Ehelosen

Ehelosigkeit und Ehe sind zwei Aspekte der einen christlichen Wirklichkeit; zwei Lebensstände, zwei Kategorien christlicher Existenz.

Das Alleinleben des Priesters „um des Himmelreiches willen“ und das Zusammenleben von Mann und Frau in einer Liebes- und Schicksalsgemeinschaft sind beide ein Mysterium. Das Bild von der Kirche als „Volk Gottes unterwegs“ zeigt das Heilsereignis der Inkarnation in allen menschlichen Dimensionen und Spannungen als Ereignis, was schon eingetroffen ist: das Bild der Ehe. Das, was noch nicht vollendet ist, die freiwillige Ehelosigkeit der Priester und Ordensleute, weist eindrücklich auf die kommende Vollendung hin, auf das in Gal. 3,28 schon Verheißende: die Einheit im Leibe Christi, Berufung zur Vollkommenheit, nur eines ist das Heil, eine die Hoffnung und ungeteilt die Liebe; „denn es gibt nicht mehr Sklave und Freier, Frau und Mann, denn alle seid ihr einer in Christus Jesus.“

Die Vielfalt der Charismen bewirkt der eine und gleiche Geist (1 Kor. 12,11) II. Vatikanum „Lumen gentium Nr. 32“. Das Charisma „Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen“ ist in der Tiefe ein personales Geheimnis, das von Außenstehenden mit dem Verstand nicht umgriffen werden kann. Das Jesuwort: „Wer es fassen kann, der fasse es“ setzt eine Berufung voraus, die ja einen „Ruf“ beinhaltet an einen Menschen, der eine personale Begegnung mit Christus erlebt. Dieses existentielle Ereignis, dieses Aug in Auge im Gegenüber ist ein „Secretum mihi est“, „das ist mein Geheimnis“. Kein Dritter hat Zutritt in diese Dimension. Sie sind ja alle, unsere Priester und Ordensleute, dem Ruf Jesu gefolgt, und der Herr brauchte nicht traurig zu sein, wie bei dem reichen Jüngling in der Bibel, sondern, wie es heißt, er schaute ihn liebevoll an. Dieser liebevolle Blick Jesu ruht heute noch auf allen von ihnen, selbst, wenn viele es zu vergessen scheinen. Die Begründung der Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ (Mt. 19,12) stellt ein positives biblisches Motiv dar. Die Aufgabe der Theologie ist es, den Reichtum dieser Begründung weiter auszufalten. Die früheren Tabu- und Reinheitsvorschriften des A. T., die zur Erklärung lange dienten, sind abgelöst, weil Christus sie selber außer Kraft gesetzt hat.

Was für den Menschen als Person gilt, hat auch für jeden Ehegatten Geltung: er muß liebesfähig werden. Liebesfähigkeit bedeutet ja zunächst im Allgemeinen, sich selbst und auch den andern als lebens- und liebenswert annehmen und bejahen.

Vielfältig sind die Ausdrucksformen der Liebesfähigkeit. Sie drückt sich nicht nur in Form von Sexualität aus, sondern auch im liebenden Dienst für andere und am andern. Für die Liebesfähigkeit ist die Integrierung der Geschlechtlichkeit in die Person als Ganzheit erforderlich, was gleichermaßen für die Verheirateten wie auch für die Ehelosen gilt. Wer seine Geschlechtlichkeit ins Ganze seiner Persönlichkeit integriert hat, wer seine geschlechtlichen Kräfte harmonisch eingebaut, keine Angst vor dem Sexuellen hat, der ist keusch. Der Sexus darf nicht irgendwie im Menschen eingemauert oder eingekellert werden, er soll in guter Ordnung an seinem Platz leben; er darf nicht isoliert und seiner eigenmächtigen Triebkraft überlassen bleiben, sonst können zerstörerische Wirkungen eintreten. Vor allem kann sich die Liebesfähigkeit nicht entfalten! Jede Leugnung oder Verdrängung oder sogar Verteufelung der eigenen Sexualität hindert die Entwicklung auf Integration und Identitätsfindung, vor allem die Liebesfähigkeit wird verhindert.

Zur Tugend dieser Keuschheit sind alle berufen: Verheiratete und ehelos Lebende.

Nun hat sich das Leitbild Zölibat in den letzten Jahren festgefahren, und der Mangel an Priesternachwuchs hat die katholischen Kirchen Mitteleuropas heimgesucht, so daß viele Stimmen laut werden, mit welchen Methoden und Anregungen man dieser Wirklichkeit begegnen soll.

Ich gebe im folgenden den Auszug einiger der 12 Thesen von *Gerhard Lohfink* in ‚Christ in der Gegenwart‘ (Heft 10, 1981) wieder, die diskussionswürdig sind.

1. Zölibat ist die gesetzliche Verknüpfung der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen mit bestimmten kirchlichen Ämtern. In der Kirche der ersten zwei Jahrhunderte gibt es keinen Zölibat. Der Zölibat gehört nicht zwingend zum Wesen der Kirche. Er hat sich seit dem 3. Jh. oft gegen große Widerstände allmählich entwickelt, und er könnte auch rückentwickelt werden.

2. Es gibt im N. T. die Aufforderung zur Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen in der Nachfolge Jesu. Ohne eine freiwillige charismatische Ehelosigkeit würde die Kirche in einem Defizit leben; die Nachfolge Jesu wäre nicht voll verwirklicht.

Was bedeutet die Nachfolge Christi?

3. Die freiwillige Ehelosigkeit ist nur eine Möglichkeit, nur ein Aspekt der Nachfolge; sie ist eine besonders wichtige Form.

4. Jesus war ehelos, nicht aus Verachtung des Geschlechtlichen oder Angst vor der Frau, sondern weil er fasziniert war und erfüllt vom Reiche Gottes. Er ruft Jünger in seine Nachfolge, damit das Reich Gottes durch eine neue Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern gelebt und verkündet wird.

5. Die Kirche soll radikale Nachfolge wie Besitzverzicht und Ehelosigkeit erwarten. Deshalb ist die bisherige Zölibatsgeschichte nicht ausschließlich negativ zu sehen.

6. Die Vergesetzlichung des Charismas Zölibat ist fragwürdig. Man sollte nicht zwei verschiedene Charismen wie Ehelosigkeit und Gemeindeführung juristisch so aneinander binden, daß das erste unabdingbare Voraussetzung für das andere wird.

7. Schlecht wäre es, wenn im Fall einer Zölibatsaufhebung in Zukunft Ehelosigkeit nur noch in den Orden lebendig bliebe, während alle Seelsorger verheiratet wären (wie im Protestantismus). Vielmehr sollten in den Orden Ehe-lose und Verheiratete sein, genau so in den kirchlichen Diensten vom Küster bis zum Bischof.

8. Das Hauptproblem ist nicht der Verzicht auf Sexualität, sondern die Einsamkeit und Isolation. Eine überschaubare Integration in einer lebendigen Gemeinde für alle Amtsträger wird gefordert. Jesus hat seine Jünger nicht in die Einsamkeit und Isolation berufen, sondern nach Mk 10,30 in eine Familie von Jüngern, in der es Brüder, Schwestern, Mütter und Kinder gibt.

Weiter wird gefordert, eine lebendige Spiritualität der Laien in Bewegung zu setzen, die die Ehelosigkeit positiv beurteilt, um neue Zölibatäre hervorzubringen. Außerdem wird die Sorge und das Mißtrauen vieler Katholiken erwähnt, daß der Amtsträger nur noch Beamter und Funktionär sei, der nicht sein ganzes Leben in den Dienst des Evangeliums stelle.

„In dem Augenblick, wo eine genügend große Zahl von Religionslehrern, Pastoralreferenten, Priestern, Theologieprofessoren und Bischöfen in der Nachfolge Jesu lebten, könne das Zölibatsgebot als mahnendes Zeichen fallen: es wäre überflüssig.“

Zur Liebesfähigkeit gehört die Kulturation der Zärtlichkeit

Jedes menschliche Individuum befindet sich bis ins Alter im Prozeß einer Persönlichkeitsentfaltung, die im zwischenmenschlichen Bereich eine Sprache von Ausdrucksformen finden muß, die erlernt werden kann. Sie ist so mannigfaltig, wie es verschiedene Eigenarten und Temperamente gibt.

Im Synodenbeschluß „christlich gelebte Ehe und Familie“ heißt es: „Das Bemühen, einander glücklich zu machen, darf nie aufhören“ und „es gibt eine Stufenleiter der Zärtlichkeit.“

Im Luxemburger Synodenbeschluß „Ehe und Familie Nr. 37“ lesen wir: „Liebe und Vertrauen drücken sich in Zeichen und Gesten der Zärtlichkeit aus. Die Zärtlichkeit ist eine wichtige Sprache unseres Körpers, die das Kind schon lernen muß, um später voll liebesfähig zu werden.“

Die integrierte Geschlechtlichkeit setzt die Fähigkeit voraus, mit Gefühlen entsprechend umzugehen. Unsere abendländische Kultur ließ das Zeigen von Gefühlen in der Öffentlichkeit nicht zu.

Aber ein neuaufbrechendes Kulturverständnis steht dem affektiven Bereich positiver in der Öffentlichkeit gegenüber. Die frühere Sexualmoral, nur am

Zeugungsprinzip orientiert, vernachlässigte eine Kultur der Gefühle in der Liebe, die naturgemäß bei einer interpersonalen Begegnung aufbrechen. Die neuere Morallehre bemüht sich über eine ‚Kultur der Zärtlichkeit‘ zu reflektieren.

Auch in den Texten des Lehramtes ‚Familiaris Consortio‘ Nr. 10 können wir eine beginnende Offenheit selbst für Kulturen im außerchristlichen Raum feststellen. ‚Nur im Zusammenwirken aller Kulturen kann der ‚unergründliche Reichtum Christi‘ immer offenkundiger werden.‘

Im Mittelalter wurde der Sachverhalt der Zärtlichkeit in der Tugendlehre der höheren Gerechtigkeit von Thomas ausgebaut. Alle Weisen, die wir heute mit Zärtlichkeit bezeichnen, werden umfaßt in die Forderung von: Rücksichtnahme, Höflichkeit, Ehrfurcht, Offenheit, Diskretion und Liebenswürdigkeit.

Um eine volle sinnenhafte Erfahrung der Wirklichkeit zu erschließen, fehlen im deutschen Sprachraum oft entsprechende Begriffe. Sprachdefizite signalisieren auch Erlebens- und Reflexionsdefizite. Anders in der französischen Sprache, dort finden wir für zart, zärtlich Ausdrücke wie: *tendre, fragile, delicat, sensible, affectueux, caressant*. Caresse kann mit Liebkosung, Streicheln übersetzt werden.

Verlieren wir doch die Berührungsängste! In einer ‚Kultur der Liebe‘ erleben wir doch die Wahrheit, daß der Liebende nach immer wiederholten Zeichen und dem Zeugnis seiner Liebe verlangt. Wir wissen um die Fehlentwicklung der zeichenhaften Liebe in der sekundären Askese; immer dann tritt ein Verfall ein, wenn das Gegenüber aus den Augen verloren wird.

Die Ichbezogenheit und Unsachlichkeit irrte ab von den Erkenntnissen der großen Meister, die den Leib als Werkzeug in die richtige Bedeutung brachten. *Thomas* und *Bernhard* bezeichnen den Leib nebenbei als Sündenursache, gegen die man mit Klugheit und Gehorsam angehen müßte. *Péquy* läßt den Leib von der Seele zum Heil tragen, wie die ältere Schwester den jüngeren Bruder aus dem brennenden Haus trägt. So kann ein Dichter poetisch Theologie lehren. Verstehen wir auch die Salbung Jesu mit dem duftenden Öl als zeichenhafte, zarte Liebe einer Frau, die als Sünderin bekannt war. In der ganzen Welt möge ihr Beispiel als Auftrag zur Zärtlichkeit aufrufen.

Freundschaft in der Gestaltung der Liebesfähigkeit

In der heute so vielfach aufgezwungenen Einsamkeit oder Isoliertheit des Menschen wäre Bildung zur Freundschaft geradezu lebenswichtig. Nicht Ersatz für die Ehe! Ersatz ist immer gefährlich, wohl aber zu einer Bereicherung und Vertiefung des ganzen Lebens. Freundschaft gibt die Möglichkeit einer weiten Selbstentfaltung, einer neuen Dimension im Leben. Ja, eine letzte Güte kann sichtbar werden in der Welt, eine sanfte, reife Milde, wie das englische Wort ‚sweetness‘ bei Newman auf die Freundschaft bezogen ist.

Die Definition von *Thomas von Aquin* legen wir zugrunde, die besagt, daß das ‚Wohlwollen‘ (*benevolentia*) die absolute Grundlage einer personalen Liebe, der Freundschaft ist. Die partnerschaftliche Liebe entspricht dem Begriff der Freundschaft bei *Thomas* und kann sowohl Leitbild für Ehe und Freundschaft sein.

Übrigens wissen nur wenige, daß es in der Ehe Freundschaft gibt; ja, es kann sogar das tragende Fundament für Dauerhaftigkeit sein.

Jemanden gern haben, ihm Gutes wollen, ihn schlechthin um seiner selbst willen lieben, das ist Freundschaft. In der Erfahrung des gegenseitigen unbedingten Wohlwollens und Gutseins kann es keine Verletzlichkeit geben; längeres Schweigen ist möglich ohne die harmonische Gemeinschaft zu stören und in der Heiterkeit der Herzen werden kritische Situationen mit Humor gelöst, der immer eine tragfähige begehbare Brücke zueinander ist. Der Humor ist ein hohes Qualitätszeichen, das Wasserzeichen einer Freundschaft.

Liebe als Grundstruktur der Schöpfung: Verwandlung schenkt Freiheit

Wir sind Erben einer großen und auch schmerzlichen Tradition und haben Einblick in viele Mißstände und Fehlentwicklungen von Welt und Kirche; wir wissen um die Bedrohung und den Glaubensschwund. So überfällt uns oft Skepsis und Mutlosigkeit, ja Resignation. Müssen wir uns dessen nicht schämen? Wir, die wir an die Gnade glauben, an den, der die Herzen lenkt, der ‚alles neu macht‘. Wir müßten doch brennen vor Glauben an die Belehrbarkeit der Menschen. Warum sind wir so zaghaft, resigniert, achselzuckend, unlustig zum Wagnis? Sind wir wirklich so untüchtig, so unwürdig, so wenig zeugnishaft? Der Glaube an die Allmacht Gottes, der unsere Schwäche in der Gnade vollendet, müßte stärker sein. So wie die Heiligen es alle gemacht haben: sie sind dem vernünftigerweise Unmöglichen zu Leibe gerückt; alle haben sie auf die Macht Gottes mehr Gewicht gelegt als auf ihr eigenes Versagen und ihre Schwachheit. Und wir alle, ob verheiratet oder ehelos, Jugendliche oder Erwachsene, Mann oder Frau, alle sind wir zur Heiligkeit aufgerufen. Unser ganzes Menschsein – Leib – Seele – Geist – kann wieder heil werden, indem sich unser Glaube festigt im Vertrauen auf die Heil- und Liebeskraft des Heiligen Geistes. Der Geist allein kann verwandeln. Alle menschlichen rebellierenden Leibesenergien können wie in einem gewaltigen Stausee in noch stärkere Kräfte transformiert werden, die wie ein verwandelter elektrischer Strom sich weit in die Lande verteilt, um den Menschen Licht, Wärme und jegliche andere Hilfe zu bringen.

Das ist die integrierte Liebeskraft aus den mächtigen Leibesenergien, die Liebe, die die Grundstruktur der Welt, der Geschichte, des Menschen ist. Die Ordnung der Liebe, ob sie nun revolutiv oder evolutiv aufgefaßt wird, gelangt im Menschen zur höchsten Antwort, indem sie sich einschwingt in die vollkommene Antwort der Liebe des Gottmenschen Jesus Christus.

Verwandlung heißt das Wort und das Ziel allen menschlichen Strebens, gerade auch für die Bewältigung unseres Themas: Integration der Geschlechtlichkeit und Erziehung zur Liebesfähigkeit.

Tief beeindruckend von der Realität einer solchen Verwandlung war die Begegnung mit *Tatjana Gorischewa* in einem Vortrag. Wir wissen aus ihrem Buch: ‚Von Gott zu reden ist gefährlich‘, Herder Verlag, daß sie nach früheren Jahren eines sexuell ausschweifenden Lebens ihre Bekehrung in einer Christus-Erfahrung erlebte, die für ihr ganzes Leben umwälzend war. Alles sei in ihr verwandelt, und sie zeigte mit den Händen auf sich: ‚auch mein Leib ist seither verwandelt; ich habe einen anderen, neuen Leib, der frei ist.‘ Was aus ihrer innersten Frömmigkeit mit absoluter Überzeugungskraft herausleuchtete, war die radikale Forderung einer ‚Gottleidenschaft‘, die alle inneren und äußeren Kräfte zur höchsten Freiheit mobilisieren kann.

Werte kirchlicher Dienstgemeinschaft – aus der Sicht der Caritas

Bernd-Otto Kuper, Freiburg i. Br.

Eine Betrachtung über das Wesen kirchlicher Dienstgemeinschaft, insbesondere ein Versuch zur Darstellung der diese Gemeinschaft tragenden Werte darf einige zunächst recht widersprüchlich erscheinende Umstände nicht außer acht lassen. Außerkirchlich hat das kirchliche Selbstbestimmungsrecht im Arbeitsrecht inzwischen eine geradezu glanzvolle Bestätigung gefunden, wie etwa die jüngste Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zeigt, während es im Gegensatz hierzu durchaus den Eindruck hat, als ob die theologischen und sozial-ethischen Erschütterungen innerhalb der Kirche auch die Frage miteinschließen, ob das Selbstverständnis von kirchlicher Dienstgemeinschaft schon ausreichend geklärt ist. Kardinal Höffner hat beim nun schon länger zurückliegenden Papstbesuch in Deutschland auf eine darauf zielende Sorge hingewiesen. Befindet sich die deutsche Kirche nicht in der Situation des David, der sich den Panzer Sauls übergezogen hat? Verliert die Kirche ihre Konturen? Trägt dazu nicht auch die Größe des kirchlichen Dienstes bei, in dem weit über 300000 Mitarbeiter beschäftigt werden? Wie kirchlich sind kirchliche Dienste und Einrichtungen heutzutage?

So erstaunlich ist es nicht, daß die gesellschaftliche Akzeptanz des kirchlichen Arbeitsrechtes gewachsen ist. In Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit zählt die Sicherheit eines kirchlichen Arbeitsplatzes weit mehr als alles andere. Abge-